

(Nachdruck verboten.)

55]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

21.

Pelle war beim Pastor gewesen. Jetzt saß er unten in der Gefindestube und verschlang sein Mittagessen: gefochten Hering und Grütze. Es war Sonnabend, und der Verwalter war zur Stadt gefahren, deswegen saß Erik hier unten in der Wärme. Er sagte nie etwas von selbst, hatte aber eine eigene Art, zu glohem. Seine Augen folgten Pelles Bewegungen hin und her zwischen Mund und Teller. Die Augenbrauen zog er beständig in die Höhe, als sei ihm alles neu. Sie waren nahe daran, ihre Form vollständig zu verlieren. Vor ihm stand der Trinkkrug in einem großen See. Er trank von Zeit zu Zeit und verschüttete jedesmal etwas.

Die blonde Marie stand an der Abwasche. Jeden Augenblick guckte sie herein, um zu sehen, ob Pelle nicht bald fertig war. Als er den Hornlöffel absetzte und in die Schublade warf, kam sie mit etwas auf einem Teller herein — sie hatten oben zu Tisch Rippenbraten gehabt.

„Hier is ein kleiner Mund voll für Dich — Du bist gewiß noch hungrig,“ sagte sie. „Was krieg ich nu dafür?“ Sie hielt den Teller in der Hand und stand da und lächelte ihn an.

Pelle war noch sehr hungrig — einen förmlichen Heißhunger hatte er. Er saß da und sah den lederen Bissen an, bis ihm das Wasser im Munde zusammensief. Dann hielt er pflichtschuldigst den Mund hin und Marie küßte ihn. Sie sah unwillkürlich verstoßen zu Erik hinüber. Es huschte ein Schimmer von etwas über sein dummes Gesicht — wie eine ferne Erinnerung.

„Da sitzt der große Kerl und schlabbert!“ sagte sie scheltend und riß ihm den Krug weg. Sie hielt ihn unter die Tischplatte und strich das verschüttete Bier mit der Hand wieder hinein. Pelle hieb in das Stück Rippenbraten ein und kehrte sich an nichts weiter. Aber sobald sie hinaus war, spie er nachdrücklich zwischen seine Beine und nahm eine kleine Reinigung mit dem Ärmel seiner Bluse vor.

Dann ging er in den Stall und reinigte Krippen. Lasse striegelte Kühe. Es sollte ein bißchen ordentlich aussehen zum Sonntag. Während der Arbeit erzählte Pelle ausführlich die Erlebnisse des Tages und wiederholte alles, was der Pastor gesagt hatte. Lasse hörte aufmerksam zu und kam mit kleinen Ausrufen: Ach so! — Das ist doch des Teufels! — So'n Boß is David gewesen und doch wandelte er vor dem Antlitz des Herrn! Ja, Gottes Langmut is groß — das is sicher und gewiß!

An der Außentür klopfte es. Es war eins von Kalles Kindern mit dem Bescheid, Großmutter wolle ihnen gern Adieu sagen, ehe sie heimgeht.

„Dann macht sie es gewiß nich mehr lange,“ rief Lasse aus. „Es wird Kalles schwer ankommen, wenn sie sie hergeben müssen, so glücklich wie sie zusammen gewesen sind. Aber ein bißchen mehr Essen is dann ja für die andern da, versteht sich.“

Sie beschloßen, erst alles fertig zu machen, ehe sie hingingen und sich dann heimlich wegschlichen. Wenn sie sich jetzt frei baten, bekamen sie sicher nicht wieder frei zum Begräbnis. „Und das wird ein ganzer Festtag mit Essen und Trinken aus dem Vollen, wenn ich Bruder Kalle recht kenne,“ sagte Lasse.

Als sie mit ihrer Arbeit fertig waren und Abendbrot gegessen hatten, schlichen sie durch die Außentür auf das Feld hinaus. Lasse hatte das Deckbett aufgewühlt und eine alte Pelzmütze so hingelegt, daß sie gerade am klopfende hervorquatte. Flüchtig gesehen, konnte sie sehr gut für das Haar eines Schlafenden gelten, wenn jemand kommen sollte, um nachzusehen. Als sie ein Stück Weges gekommen waren, mußte Lasse noch einmal wieder umkehren, um wegen Feuersgefahr nachzusehen.

Der Schnee fiel weich und still. Die Erde war gefroren, so daß sie geradenwegs über alles hinweggehen konnten. Jetzt, wo ihnen der Weg bekannt war, wurde er ihnen gar nicht

so lang. Ehe man sich's versah, hatte das Akerland ein Ende, und der Felsboden hub an.

Es war Licht in der Stube. Kalle war auf und erwartete sie. „Nu geht es mit Großmutter zu Ende,“ sagte er so ernsthaft, wie Lasse sich nie erinnerte, ihn gesehen zu haben. Kalle öffnete die Tür nach Großmutter's Stube und flüsterete etwas hinein. Seine Frau antwortete leise von da drinnen aus dem Dunkeln.

„Ja, ich wache!“ ertönte die Stimme der Alten langsam und eintönig. „Ihr könnt gern laut sprechen, ich schlaf nich.“

Lasse und Pelle zogen die ledernen Schuhe aus und traten auf Soden ein. „Guten Abend, Großmutter!“ sagten sie beide feierlich. „Und Gottesfriede!“ fügte Lasse hinzu.

„Ja, hier lieg ich nu,“ sagte Großmutter und klopfte schwach auf das Federbett. Sie hatte große Fausthandschuhe an. „Ich war so frei, zu Euch zu schiden, denn nu hab ich nich mehr lange noch. Wie sieht es im Kirchspiel aus? Sind da Todesfälle?“

„Nee, nich daß ich wüßt!“ sagte Lasse. „Aber Ihr selbst, Großmutter, Ihr seht ja so gesund aus — so rot und rund! In zwei, drei Tagen seid Ihr gewiß wieder auf den Beinen, das sollt Ihr mal sehen!“

„Ja, Ihr habt gut reden!“ Die Alte lächelte nachsichtig. „Ich seh woll aus wie eine junge Braut, die zum erstenmal Kindbett abhält? Aber ich bedank mich, daß Ihr gekommen seid. Ihr gehört so mit dazu! — Ja, nu is nach mir geschickt, und ich geh in Frieden davon. Ich hab es wahrhaftig gut gehabt hier auf Erden, ich hab nich zu klagen. Einen guten Mann hab ich gehabt und eine gute Tochter — Kalle da nich zu vergessen. Und meine Augen hab ich wieder gekriegt, so daß ich die Welt noch mal gesehen hab.“

„Aber man bloß mit dem einen Aug' — so wie die Vögel, Großmutter!“ sagte Kalle und versuchte zu lachen.

„Ja, ja — sie war gut genug, auch so. Da war so viel Neues und Schönes hinzugekommen, seit ich mein Augenlicht verloren hatt'. Der Wald hatte sich ausgebreitet, und eine ganze Familie war herangewachsen, ohne daß ich es so recht wußte. Ach ja, es is schön gewesen, so alt zu werden und sie alle um sich zu haben — Kalle und Marie und die Kinder. Und alle meine Altersgenossen sind mir voraufgegangen. Es war schön, zu leben und zu sehen, was aus jedem einzelnen geworden is.“

„Wie alt seid Ihr jetzt eigentlich, Großmutter?“ fragte Lasse.

„Kalle hat es im Kirchenbuch nachgeschlagen; demnach soll ich ja an die achtzig sein. Aber das is woll nich richtig.“

„Ja woll is es richtig!“ sagte Kalle. Der Pastor hat es selbst für mich nachgeschlagen.“

„Ja, ja — die Zeit is schnell vergangen, und ich möcht' gern noch ein bißchen leben, wenn es Gottes Wille wär'. Aber nu ruft das Grab, ich kann es an den Augenlidern merken.“ Das Atmen wurde der Alten etwas schwerer, aber der Mund stand ihr nicht still.

„Nutter spricht wirklich zuviel!“ sagte Marie.

„Ja, Ihr habt woll Verlangen, auszuruhen und zu schlafen,“ sagte Lasse. „Ob wir Euch nich lieber Adieu sagen?“

„Nee, nu will ich Erlaubnis haben, zu plaudern. Es is ja das letzte mal, daß ich Euch seh, und ich hab dann Zeit genug, mich auszuruhen. Meine Augen sind so leicht geworden — Gott sei Lob und Dank, es is auch nich ein Schlaförnchen darin.“

„Großmutter hat eine ganze Woche nich geschlafen, glaub ich,“ sagte Kalle bedenklich.

„Nee, warum sollt' ich meine letzte Zeit woll verschlafen — wo ich doch nachher Zeit genug dazu hab. Des Nachts, wenn Ihr schläft, lieg ich da und horche auf die Atemzüge von jedem einzelnen — und freue mich über Eure Gesundheit. Oder auch, ich guä nach dem Heidekraut hin und denke an Anders und all das Gute, was wir zusammen gehabt haben.“

Großmutter lag eine Weile schweigend da und schöpfte Atem, während sie zu einem weissen Heidekrautstrauch hinaufstarrte, der unter dem Balken hing.

„Den hat er zusammen mit mir gebunden, das erstemal, als er unser Lager in der blühenden Heide machte. Er möcht' die Heide so schrecklich gern, Anders, und jedes Jahr nahm er

mich aus dem Schlaf heraus und führte mich da hinaus, wenn sie blühte, bis zu allerletzt, bis er abgerufen wird'. Ich war ihm immer neu, wie an dem ersten Tag. Darum haben das Glück und die Freude auch beständig Wohnung in mir genommen. Kein Kleid konnte über meiner Brust zusammenhalten, so fröhlich atmete ich, und die Bänder an meiner Schürze riß er vor Freude an mir mitten durch."

"Nu sollt' Mutter lieber still sein nich so viel von so was reden!" sagte Marie und glättete verschämt das Kopfstücken der Alten.

Aber Großmutter ließ sich nicht halten. Ihre Gedanken verwirrten sich nur ein wenig.

"Ja, ja, die Zähne hab ich schwer gekriegt und auch schwer wieder verloren. Meine Kinder hab ich mit Schmerzen geboren und sie mit Gram ins Grab gelegt — das eine wie das andere. Aber sonst hat mir nie was gefehlt, und einen guten Mann hab ich gehabt. Er hatt' offene Augen für Gottes Schöpfungswerk, und wir standen an Sommermorgenden mit den Vögeln auf. Dann gingen wir zusammen auf die Heide hinaus und sahen, wie die Sonne so wunderbar aus dem Meere aufstieg, ehe wir an unser Tagewerk gingen."

Großmutter's schwer wandernde Stimme verstummte, es war, als wenn ein Lied in ihren Ohren zu klingen aufhörte. Sie richtete sich auf und holte tief Luft. "Ach ja, die Stimme der Erinnerung is schön!" sagte Lasse.

"Wie is das eigentlich damit, Lasse, ich hör', Du siehst Dich nach einer Frau um?" fragte die Alte plötzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Märztage.

Von Karl Guxlow.

Im Herbst des Jahres 1848 veröffentlichte Karl Guxlow eine Schrift: „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe“. Der bürgerliche Radikalismus entfaltet in diesen revolutionären Blättern zugleich seine Bedeutung und seine Beschränktheit. Einige Blätter seiner alten Schrift — die Schilderung der Berliner Märztage — hat Guxlow später seinen Lebenserinnerungen („Rückblide“) einverleibt, die jetzt auch in die neueren Auswahlausgaben aufgenommen sind. So wenig man dieser Erneuerung auch den Vortwurf machen darf, daß die ursprüngliche revolutionäre Tendenz abgeschwächt sei, so sind doch gerade die uns besonders interessierenden Bemerkungen über die Klassengegenätze der revolutionären Bewegung und die Aktion der Arbeiter in den „Rückbliden“ fortgefallen; in den nachstehenden Auszügen werden sie — wohl zum erstenmal seit 1848 — unverändert und unverkürzt reproduziert.

Der Sozialismus.

Der Sozialismus wird mit der zunehmenden Bildung der unteren Volksklassen eher zu- als abnehmen, aber er wird mit dieser Bildung, wenn es eine wahre ist, auch anfangen, minder gefährlich zu werden. Den Menschen der Quelle der Natur näher zu führen, die Bäume wegzureißen, die den Hungern den von einem Obstbaume trennen, das ist ein so fürchtbarer, keilförmig andrängender Trieb der Menschheit, daß ihm mit Karrikaturen nur momentaner Widerstand geleistet wird. . . . Dauernd ist die Frage nicht abzuweisen. Sie wird immer wieder auftauchen, immer wieder das Schreden- gespenst des Besitzes werden, so lange, bis nicht etwa das Eigentum gefallen ist, sondern das Privilegium des Eigentums. Mit einer tüchtigen Volksschule, einer gereinigten, allgemein freigegebenen Religion und einer aufrichtigen Demokratisierung des Staates werden die sozialistischen Forderungen nicht mehr in so bedrohliche Extreme ausarten, wie es notwendig bei Religionsformen sein muß, die den Kern des Volkes unberührt lassen. . . . Die Güterteilung des 19. Jahrhunderts wird aufgehen . . . in etwas Höherem. Die gewünschte Beseitigung der Gefahr schießt dabei nicht aus, daß alles, was zur Abhilfe der ungleichen Verteilung der Lebensgüter geschehen kann, wirklich versucht werde.

Berlin vor dem 18. März.

Man gedachte ganz Europa zu zeigen, wie Preußen und Rußland mit solchen Bewegungen der Widerspenstigkeit, der schon dreimal in Frankreich ein Thron erlegen war, umzuspringen wisse und wie man hier von oben her „keine Schuldigkeit“ täte, die man in Paris und überall vernachlässigt hätte. . . . Aber die Truppenentwicklung hatte die ganze Stadt aus ihrem allen Vegetations- schlaf aufgeschreckt. . . . Nun kam auch die Kunde, daß hier und da ein Stein gestogen, ein Säbelhieb tödlich gewesen war; der ruhige Beobachter überzeugte sich bald, daß die Soldaten, dieser nächtlichen Promenade überdrüssig, erbittert und von ihren adeligen Führern fanatisiert wurden. Wenn einige fünf oder sechs Menschen zusammentraten, die sich eine neue Nachricht mitteilten, sprengte im Nu ein Dutzend Kavalleristen heran und trennte sie mit einer

Geftigkeit, die die immer zunehmende förmliche Kampflust dieser Leute verriet. Auf ein Spottwort, auf einem einzigen, aus einem Menschenhaufen fliegenden Stein, ließ man ein ganzes Peloton- feuer geben. . . . Berlin hätte ganz ruhig bleiben können und wäre seiner alten Natur auch geblieben, wenn man es zu Gewalttätigkeiten von oben her nicht gezwungen hätte. . . . Die beleidigte Annahme des Polizei- und Militärstandes ruhte nicht eher, bis nicht die neue Freiheit auch einen neuen, tief gefurchten Boden erhielt und diesen mit Blut düngte. . . . Der Zustand, der sich wie von selbst machte, wurde unerträglich. Sein Haus des abends zu finden, war mit Gefahr verbunden. Man konnte einer ergrimmt in der ganzen Breite der Straße anrückenden Truppenkolonne begegnen und fand nach polizeilicher Vorschrift alle Haustüren verschlossen, um sich zu bergen. Wenn noch möglich wurde, sich an die Häuserwand zu drücken, konnte froh sein, mit einem barschen: „Scheren Sie sich nach Hause!“ davon zu kommen. Ueberhaupt entwickelte sich in dieser Woche der ganze schöne Kern der deutschen Umgangssprache und des offiziellen Stils.

Das Volk in Bewegung.

Die Menschen waren seit Montag gereizt, sie wollten sich nicht mehr aus, nicht mehr einreden lassen. Ihr Herz war voll Kummer. Alle verhaltenen langjährigen Empfindungen der Unterdrückung kamen zum Ausdruck. Sie hörten von Freiheit, von gestürzten Königen, fallenden Ministern und die alte bekannte Brutalität der Polizei, der Gendarmen, die Arroganz der Offiziere, die blind draufzufahrende Rohheit der in Uniformen gesteckten Bauernjungen hörte nicht auf. . . . Wie ich Gesellen, Kleinbürger, Frauen so rennen, mit zornglühenden Mienen gen Himmel um Rache rufen hörte, wie ich sah, wie sich den Menschen das Weiße im Auge verkehrte und ihr Geschrei: Waffen! Waffen! Man verrät uns! zwar dem Wortlaute nach eine Reminiszenz der neuesten Lektüre aus der Poffischen Zeitung war, aber die Vorstellung, die man damit verband, weckt die ganze sich endlich lösende Last des polizeilichen Regiments seit 1815, da fühlte ich, wenn hier ein äußeres Mißverständnis stattfand, ein inneres war es nicht. Es sollte einmal zusammenbrechen, diese alte Herrschaft des roten Kragens, es sollte einmal eine Bevölkerung aus ihrer fassenden und nur wibelfenden Unbedeutbarkeit, aus ihrer anerzogenen Knechtschaft und Polizeifurcht sich erheben. Die alte Frau, die in der Weiten Straße den Frischenden zurief: Feiglinge steht! der junge, glühend egaltierte Gesell, der an der Brücke bei der Neumannsgasse aus einer Trödelbude mit einem alten Säbel gerannt kam und mit bloßem Kopf durch die Straßen lief und zum Kampf aufforderte, der kleine Handwerker, der vor mir lief und mit starrem Auge, wie geistesabwesend, immer mit Zähneknirschen vor sich murmelte: Nun muß er dran! alle diese Menschen waren weder Emisäre noch Wähler, noch irgend etwas anderes, als beim ersten Anblick geradezu Opfer des Todes, dem sie sich selbst zu weihen entschlossen schienen. Es war das einfache verlebte Menschenrecht, das beleidigte gute Bürgergefühl, was sie zu Politikern machte.

Die Niederwerfung der Armee.

Der Militärstand mußte fühlen lernen, daß man sich nicht mehr in Stein verdameln läßt, wenn uns sein starres Gorgonenhaupt anblickt. Der moralische Kredit der Armee, den das Volk, wenn es gegen den Feind geht, schon wieder heben wird, mußte in seiner falschen sittlichen Bedeutung, in seiner Stellung zum inneren Staate, ihr entzogen werden. Diese Armee mußte aufhören, der Sitz, die Stütze des Absolutismus, das Spielzeug und die Nahrungsquelle eines anmahenden Adeltums, der Schlupfwinkel einer geheimen, schleichenden Reaktion zu sein. Der Grund der neuen preussischen Verfassung lag nicht auf dem Boden eines königlichen Kintensaffes. Er wurde dahin gelegt, wo man drei Tage darauf zweihundertfünfzig Leichen versenkte, die Schatten des Friedrichshaines.

Die Arbeiter des 18. März.

Man sah in der Tat fast nur die zerrissenen Kleider der Arbeiter, die plötzlich wie durch einen Zauber ein Etwas bekommen hatten, was man in diesem Gewande sonst nie anerkannte. Die Choräle, die sie im Schloßhofe bei den Leichen anstimmten, die Spuren des nächtlichen Kampfes, den sie gewagt hatten, die zerrissenen Kleider der unglücklichen Toten selbst, schufen plötzlich eine Emanzipation der untersten Volksmassen, die nun auch durch Haltung, Gefühl und Aeußerungen überraschten. Zu diesen Arbeitern sprach man denn vom Schloß herab, oder, emporgetragen auf den Schultern der Masse, vom vereinigten Landtage! Welch ein Unsinn! Wuterfüllt wandten sie sich ab, weil das keine Antwort auf ihren Schmerz war.

Bourgeois und Bürgerwehr.

Diese neue Schöpfung (der Bürgerwehr) schien sehr bald eine Waffe, die mehr gegen, als für die Freiheit geschmiedet war. „Das Eigentum ist bedroht!“ Unter diesem Bannerspruch versammelten sich die wohlhabenden Bürger, die in diesen Schredenstagen sich verborgen gehalten hatten, die Beamten, Pensionärs, die alten „Kameraden“ aus den Befreiungskriegen. Es schien weit mehr die Angst, als die Begeisterung hier befruchtigt zu sein. . . . Die reichen Kaufleute und Hoflieferanten, die man ihrer Ruße, ihres sicheren Auftretens und ihrer stattlichen Figuren wegen zu Hauptleuten gewählt hatte, stöhnten dem Institut anfangs einen Geist ein, der bei den Offizieren der Garde nicht ärger sein konnte. Auf Klubs und

Bekannte politische Persönlichkeiten hegte man förmliche Mordanfalle. Gerade der neuen Freiheit und ihren Verfechtern gab man dem stotenden Verkehr Schuld. Der alte Satz, jeder Preuze hätte in sich seinen geborenen Gendarmen, erlebte höchst klägliche Beweise. Doch von unten her erwuchs diesem Geist der Unterdrückung und der altpreußischen Serbilität ein gefährlicher Gegner, innerhalb des Instituts selbst.

Die Reaktion.

Die Reaktion, dieses fürchterliche Ungetüm, das sich in den Provinzen erhob, ist ein Werk Camphausens. Der weidliche, blöde, bürgerliche Politiker hatte dem Adel in die Hände gearbeitet. Der 19. März war vergessen, ausgestrichen aus dem Kalender des Staats. Die Erhebung des Volkes war wieder eine Empörung geworden, die Barrikadenkämpfer hießen Taugenichtse, die letzten Bewilligungen des Throns, Bürgerwehr und allgemeines Wahlrecht, wurden dargestellt als erzwungene, nur dem Berliner Pöbel gemachte Zugeständnisse.

Die Anarchisten.

Galt es doch nur eins zu bekämpfen, die „Anarchisten“. Die Anarchisten waren aber gerade nur die Beamten, die man abzusehen nicht den Mut hatte, die Rittergutsbesitzer, die sich vor dem neuen Steuersystem fürchteten, die militärischen Pensionäre, die, zum sogenannten Fahnenadel gehörend, mit Vater, Kind und Kindeskind schon seit hundert Jahren von den Revenuen des Staates und wie oft aus der Schatulle des Königs allein lebten, diejenigen Gewerksleute, die das Stotzen ihrer Geschäfte der Revolution und dem sich „gefränkt fühlenden Adel“ zuschrieben.

Die preußische Dynastie.

Das Band der Preußen an ihr Fürstenhaus ist längst gelodert. Nirgends ein Haupt in dieser Dynastie, auf das es noch mit voller glücklicher Befriedigung blickt. . . . Während andere deutsche Völker hier und da Fürsten besitzen, die sich die Liebe des ganzen deutschen Volkes zu erwerben wußten, ist diese preußische Dynastie so unpopulär. . . . Um diese Dynastie verliert Preußen eine große geistliche Mission für das deutsche Vaterland. Erträgt das ein Volk? Wird es dies selbst dann noch ertragen, wenn es sich gestehen muß, diese Prinzen nehmen keine Lehre an, ihr Bund mit Rußland, mit der Aristokratie, mit dem alten Militärgeiste ist unauf löslich und wir leben auf einer Mine des Verrats, die in jedem Augenblicke springen könne?

Soziale Ideen.

Die Möglichkeit einer neuen Form unserer Vergesellschaftung ist an und für sich nicht abzuschneiden. . . . Der Staat, von den Pfingstzweigen der Liebe geschmückt, wird schon selbst den winterlichen Stubendunst des Egoismus verlieren. Wird das Unrecht auf den Thronen verfolgt, sollte es sich da in den Speichern der Industrie, in den Kontoren des Handels erhalten? Das Geld ist eine ungeheure Macht, aber zu großem Widerstande bedarf es einer moralischen Anlehnung, und diese gibt der Besitz des Geldes nicht. Der Reiche wird seine Rechte immer nur vom Zufall herzuleiten wagen und niemals ehrwürdig erscheinen, was selbst den verjährten Despotismus der politischen Macht nicht selten möglich gewesen ist. . . . Der sicherste Weg, die Anarchie zu bekämpfen, den Geist der Unruhe aus den Städten, die Auflehnung gegen die Gesetze vom flachen Lande zu bannen, liegt nur in dem ehrlichen Bündnisse der Regierungsgewalt mit der frieblichen Revolutionspartei. . . . Es ist nicht mehr bloß die Erfüllung gewisser allgemeiner Freiheiten, um die es sich allein noch in deutschen Volkstieben handelt, sondern unendlich mehr der Trieb nach Organisation, nach neuer und umfassender Staatsbildung, der befriedigt sein will.

Kinokritik.

II.

Am letzten Sonnabend, den 11. März, tagte im Reichstagsgebäude die Versammlung mit dem fast amtlich langen Namen: Konferenz über die Kulturbarmachung des Kine matographen für Bildungszwecke. Amtlich war sie auch inoffen, als Vertreter besonders der Schulbehörden aus verschiedenen Teilen Deutschlands, ja sogar des Auslandes und auch des Berliner Polizeipräsidiums unter den Anwesenden nicht nur „bemerkte“, sondern gehört wurden. Man tagte mit amtlicher Gründlichkeit von 1/2 4 Uhr nachmittags bis über die Tagesstunden hinaus, man stimmte sogar einen nach zweistündigem Reden und Anhören gestellten Antrag auf Eintritt einer Pause von zehn Minuten nieder und kam trotz alledem zu keinem anderen Resultat, als daß man nach acht Uhr abends mit roten Köpfen un- einig auseinanderging. Die völlig allgemein gehaltene, im fast leeren Saal gefasste Resolution, die den vorbereitenden Ausschuß (Dr. Ernst Schulze, Hamburg-Großdorsfel, Stadtschulrat Dr. Neufert, Charlottenburg und Gerichtsassessor Dr. jur. Hellwig, Berlin) weiter bestehen ließ, konnte über den ergebnislosen Ausgang dieser Kon- ferenz nicht täuschen. Der Vertreter der Hamburger Schulbehörde erklärte nach Annahme der Resolution: die Hamburger würden dann ihre eigenen Wege gehen, und einer der letzten Redner hatte sogar

den Ueberzeugungsmut zu erklären, bis jetzt habe überhaupt noch keiner gesprochen, der etwas von der Sache verstehe.

So schlimm war es nun allerdings nicht. Der Vortrag, den der Direktor des Kaiserin Friedrich-Hauses, Prof. Dr. Kutner, hielt, gab im Gegenteil in erfreulicher Kürze eine vorzügliche Uebersicht über die Entwicklung und den augenblicklichen Stand der medi- zinischen Kinematographie; enthielt sogar aus der Er- fahrung gewonnene und darum wertvolle Winke zur Verwen- dung dieses modernsten Anschauungsmittels nicht nur in der ärzt- lichen Forderung und im Unterricht, sondern vor allem auf dem Ge- biete der Volkshygiene. Gerade auf die weniger gebildeten Volksmassen wirkt die Anschauung viel stärker, eindringlicher, als es Worte oder Flugschriften vermögen. Amerika und — Portugal sind uns hier schon voraus. Dort werden die Volksmassen über die Gefahren der Tuberkulose, über ihre Entstehung, Verhütung und Behandlung durch Films aufgeklärt. Ich selbst höre noch heute nach zwei Jahren die entsetzten Psuirufe von Frauen bei der Vorführung eines Pathéfilms, der die Uebertragung von Bakterien durch unsere Hausfliege zeigte. Diese Frauen werden nicht mehr den „Lutschpfropfen“ ungeschützt liegen lassen, nachdem sie deutlicher als im Leben auf der weißen Wand gesehen hatten, wie eine Fliege aus der engen Oeffnung des „hygienischen“ Spud- nappes geradenwegs auf den Gummipfropfen flog, den das Kind nachher in das Mäulchen nahm. Keine bessere Abstinenzpropaganda kann ich mir denken, als die Vorführung des Films, der Jolas „Assommier (Totschläger) zur Darstellung bringt. Die polizeilich verlangten gewerbehygienischen Vorschriften erfüllen heute noch oft genug ihren Zweck allein dadurch, daß sie an der Wand des Arbeitsraumes hängen. Wie oft überhaupt kann der Arbeiter sich nach ihnen richten? Aber Films, die naturwahr die gesundheitslichen Gefahren unserer Gewerbe, unserer Fabriken, der Bergwerksindustrie vor die Öffentlichkeit bringen würden, die sich den Augen aller einprägten, unauslöschlicher als Worte, die am Ohr verhauchen, würden die Öffentlichkeit mehr zwingen, sich ernstlich mit diesen Schäden zu befassen, und so indirekt die Arbeit- geber zu einer, wenn auch zwangsweisen, Verwirklichung hygienischer Forderungen veranlassen. Die Hindernisse, die allerdings der interessierte Geldsack dem Aufnehmen solcher Films in den Weg legen würde, dürften nicht gering zu veranschlagen sein. Aber der Wille muß den Weg finden!

Vergleichen Gedankenperspektiven, wie sie dieser Vortrag eröffnete, gehörten allerdings zu den seltenen Geschenken der Tagung. Im allgemeinen wurde die Gutmütigkeit der Zuhörer stark auf die Probe gestellt. Einzelne interessante Tatsachen, wie die, daß die Ham- burger Schulbehörde jetzt ein eigenes Kinemato- graphen-Theater gemietet hat, in dem die Schullinder wöchent- lich zwei Geographiestunden erhalten, ferner die Angaben über die Handhabung der Kinematographenzensur (die genug Stoff für eine Konferenz geboten hätte!) können doch nicht als Ersatz für ein fünfstündiges Vorbeireden gelten.

Worüber war man sich denn überhaupt einig? Fräulein Dr. jur. Frieda Duenfing sprach als erste Rednerin mit sehr viel Wärme, aber leider nicht fähler Logik über den Wert des Kinematographen für die proletarische Kinderwelt. Ginge es nach ihr, so wäre jedes Kindodrama, bei dem die Kinderaugen aufleuchten — und wann täten sie das nicht? —, gut und für das Kind erfreulich. Eine „Kinomutter“ könnte besser als Pädagogen und Aerzte den Wert des Films für die Kindesseele beurteilen. Dem widersprachen natürlich Professor Dr. Wagniski als Arzt und zahlreiche der anwesenden Schulmänner. — Die Berliner Redner und der Einberufer der Kon- ferenz priesen in allen Tonarten die Berliner Zensur und wollten sie sogar als Zentralstelle für ganz Deutschland oder zum mindesten für Preußen bezeugt sehen; natürlich bliesien Hamburg, Stuttgart und überhaupt der Westen die entgegengesetzte Melodie. — Ein Redner wollte vom Standpunkt des Pädagogen das „Himmelsgeschenk, den modernen orbis pictus des Fräulein Duenfing, gänzlich beseitigen. Er sah im Kine- matographen den Dämon, der die Menschheit zum Hastenbleiben an äußeren Eindrücken verleitet, sie der allgemeinen Seichtheit, ober- flächlichem Denken, der Abgestumpftheit zuführt.

Das einzige Gemeinsame vieler Reden war die Klage über die Unmöglichkeit, gute Films zu beschaffen, obwohl es offenbar heute daran nicht mehr mangelt. Hier hätte die Konferenz den ersten praktischen Schritt unternehmen können, indem sie eine Kommission einsetzte, die das ohne Zweifel schon vorhandene gute Filmmaterial zu registrieren und die Wege zu untersuchen hätte, auf denen seine uneingeschränkte Verwendung erreicht werden könnte. Der Rat und die Erfahrung des leider erkrankten Dr. Otto Driesen hätte sicher ein gutes Stüd weiter geholfen. Statt dessen über- ging man das bisher Geschaffene und Erreichte. Herr Dr. Ernst Schulze machte den überraschenden Vorschlag, eine Aktiengesell- schaft zur Herstellung eigener Films und zur leihweisen Hergabe zu gründen. Ein merkwürdiger Gedanke, die Verwirklichung gemein- nütziger Ideen, Geld nicht einbringender Reformen von einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft zu erwarten! Gesehlich steht den Aktionären das Bestimmungsrecht über die Leitung der Ge- schäfte nach der Zahl ihrer Aktien zu. Die kapitalsträftigen, das heißt die-taufmännisch Interessierten, nicht aber die aus reiner Liebe zur Sache Arbeitenden, hätten also die Leitung in der Hand. Aus diesen Erwägungen wohl fand dieser Vorschlag wenig Gegenliebe bei den Versammelten.

Erp.

Kleines Feuilleton.

Kunst.

Die Seele des Lichtes. Bei Paul Cassirer hängen einige Bilder von Fritz v. Uhde; sie geben uns die willkommene Gelegenheit, noch einmal über das Wesentliche in der Kunst des Verstorbenen Meisters nachzudenken. Da ist zunächst eine kleine Leinwand „Abendmahl“. Vor einem Piano sitzt ein Mädchen, zwei andere hören zu. Zwischen der Spielenden und dem Körper des Instruments flackert ein röthliches Licht. Man sieht nicht die Flamme, nur den Schein, sieht ihn sich weiten, über die Dinge huschen, sich verfangen, sieht ihn verdämmern. Dieser Lichtschein ist das eigentliche Thema des Bildes, er vermittelt uns die Stimmung, er weckt das spezifische Gefühl der abendlichen Hausmusik. Das eben ist das Malers Kunst: alles Notwendige durch das Mittel des Lichtes auszudrücken. Der Maler nutzt das Licht als ein überaus empfindliches, jeder Nuance zugängliches Medium; er zwingt es, zu lachen und zu weinen, zu sterben und zu siegen. Dem Maler ist das Licht der nie versagende Zauber, den Raum, die Zeiten des Jahres und des Tages, die Bewegung, alle Tendenzen der Natur und des Menschlichen als eine wunderlame und doch jedem lesbare Hieroglyphe hinzuschreiben. Zum Beispiel: da hängt ein anderes Bild von Uhde, darauf spielen helle Sonnenflecke Ringelreih, warme Kloden blühen am Boden, scharfe, glitzende Funken springen auf den Blättern. Man fühlt den Garten zur Zeit des Sommers, das Glück der Bäume, der Vögel und der Mädchen, die des grünrieglenden Lichtes genießen. Oder: „Eine Szene im Atelier des Malers“. Die Modelle, die er für ein Bild nutzte, haben gerade eine Pause. Die brave Frau, die zur Maria gelesen, plaudert mit dem Verkündigungengel. Das alles ist ganz reizvoll gemalt, aber reicht doch nicht hin, um uns künstlerisch zu ergreifen. Nun gibt es auf dem Bilde noch ein kleines Kind, das sich ängstlich an die Mutter Maria lehnt; der Blonde Kopf dieses Kindes, das Licht, das dem Haar entströmt, ist das Entscheidende des ganzen, großformatigen Werkes. Oder: „Hanneles Himmelfahrt“; zwei Weizen, wie aus Licht gewebt, umspinnen von einem sanften, dem Innern entquellenden Strahlen, führen das arme Häuslerkind... Ein popeia, wir tragen dich weich, Ein popeia ins himmlische Reich... Der Vorgang ist uns gar wenig, das Symbolische erregt uns nicht; aber dies Musizieren des Lichts, dies Klagen, Weinen und Trösten im wehenden Schein, das ist es, was uns in die Seele dringt. Und damit haben wir das Wesentliche in Uhdes Kunst erkannt: er war ein Poet des Lichtes, ein Meister aus der Reihe, zu der Rembrandt gehört, aber auch das profane Holland der Landschaften und der Zimmer, damals wie heute. Ein Meister aus der Reihe, die in Barbizon, in den modernen Franzosen einen neuen Höhepunkt erlangte, die in dem reinen Anschauen ihr eigentliches Wesen fand. Durch Liebermann war Uhde, der in München mündnerisch malte, ein wenig dunkel, ein wenig faucig, ein wenig mit den Effekten des Piloty, auf das Holland der weißen Gauben und des kalten Lichtes, auf das Frankreich der Freiluft, der ungetrübten Atmosphäre, der reinen Farbe und der wahren Sonne verwiesen worden. Er geht nach Paris zu Munkacsy, dann nach Randvoord und zeigt 1888, als ein fünfunddreißiger, sein erstes, dem Licht gehörendes Bild: „Die Trommler“. Ein Bild, das, wie vier Jahre zuvor Liebermanns „Christus im Tempel“ heftig abgelehnt wurde. Wohlwollende nannten es nachsichtig: eine naturwissenschaftliche Studie; es war aber das Geburtsdokument für den Lichtmaler. Die trommelnden Soldaten hatten Uhdes Leidenschaft kaum erschöpft, was ihn zwang, dies Bild zu malen, war das silberige, sich durch die Landschaft tastende, die Figuren umflossene Licht des jungen Frühlings. Und dieses Licht, das feindunstige, milde, wie ein Blütenstaub den Raum füllend, wie ein Segen sich auf die Kindertöpfe senkend, wie ein stiller Friede aus dem Antlitz des schlachten Pilgers leuchtend, das Licht war es, um dessen willen Uhde die Szene malte.

Dabei blieb es nun, immer wieder erträumte Uhde einen neuen Vorgang, in dem sich ewig gleichbleibenden Schauspiel vom Licht, von dessen Sichtbarwerdung und Veredelung durch die Widerstände, auf die es trifft. Kindertöpfe, das Stroh im Stall, das Dachgebäl, wenn der Mond hereinsteht, die endlose, veräbnelte Ebene, die Köcher in der Gartenlaube, an dem Allen läßt Uhde das Licht sich offenbaren und achtet ob seiner Lichtseligkeit gar nicht der mannigfachen Verfehlungen, die er dabei gegen die stumpfe Gewöhnung begeht. Der Mondschein im Dachgebäl und von ihm umflüstert kleine Waben im Hemd, lustig kletternd, tapfer singend, nach den Lichtstrahlen hauchend, ist das nicht eine heilige Nacht mit all ihren Heimlichkeiten und Klängen. Als aber Uhde dies Bild 1888 zeigte, vollterten die Philister und schalteten ihn heidnisch. Als er das „Abendmahl“ so gestaltete, als sähe ein sonnenfroher Menschensohn, ein Sonnenwanderer, unter trüben Erdlingen, ihnen den Staub hinwegzujädeln, da nannten blinde Toren das einen „Anarchistenfraß“. Uhde aber wußte gar wohl, warum er zu Trägern seiner Lichtbotenschaft die Vermissten, die Hungernden, die Frierenden und die Kinder wählte. Gerade die, die im Dunkel f.ken, sie, die eben sich ins Helle tasten, sie sind die rechten Gefäße, des Lichtes Geheimnisse zu fassen.

R. Br.

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.

Im Turnier von San Sebastian: Capablanca erhält den ersten Preis (5000 Fr.) mit 9/10 (von 14 Partien, von denen er sechs gewann, eine verlor und sieben remis machte), den zweiten und dritten Preis (3500 und 2000 Fr.) teilen Rubinstein und Vidmar mit je neun. Der Kampf um den vierten Preis spielt sich zwischen Marshall, Larrach und Schlechter ab. Cap Blancas Sieg ist überraschend, obwohl er durch sein Match gegen Marshall vor zwei Jahren bereits seine Stärke erwiesen hatte. Es ist das erste internationale Turnier, an dem der junge Kubaner — er ist 23 Jahre alt — teilnimmt.

Damengambit.

Am 6. März in San Sebastian gespielt.

Dr. Vidmar D. Janowski
Weiß Schwarz.

- 1. d4, e5; 2. c4, e6 (c6!); 3. Sc2, Sf6; 4. Lg5, Le7; 5. e3, 0-0;
- 6. Sg1-f3 Sb8-d7
- 7. Ta1-c1 Tf8-e8
- 8. Lf1-d3

Weiß hat das augenscheinlich freiere Spiel, weil 2... e6 den Lc8 eingeschränkt hat. Auf 8. e5 befreit sich Schwarz ein wenig mit 8... Se4; 9. SxSd4, dxe4; 10. Lxe7, Dxe7; 11. Sd2, e5 zc. Bzw. 11. Se5, Sxe5; 12. dxe5, Ld7 zc.

- 8. d5xc4
- 9. Ld3xc4 a7-a6
- 10. 0-0

Wenn Weiß mit 10. a4 den Zug b7-b5 verhindern will, so läßt er das Manöver Sd7-b6-d5-b4 zu.

- 10. b7-b5
- 11. Lc4-d3

Sehr stark ist auch 11. Lb3, Lb7; 12. d5 zc.

- 11. Lc8-b7
- 12. Dd1-e2 c7-c5
- 13. Tf1-d1 Dd8-b6
- 14. Sf3-e5 Sd7xc5

Statt dessen kam Td8! in Betracht.

- 15. d4xe5 Sf6-d7
- 16. De2-h5! Sd7-f8
- 17. Sc3-e4 Lb7xe4

Damenbauerneröffnung. (4. März, Capablanca Weiß, Janowski Schwarz.)

- 1. d2-d4, d7-d5; 2. e2-e3 (c4!)
- 2. Sg8-f6; 3. Sg1-f3, c7-c5 (vorsichtiger 3. Lf5; 4. c4, e6! zc.); 4. e2-e4 (in Betracht kommt 4. dxc5, e6; 5. b4, a5; 6. c3, axb4; 7. b6, Lb2 zc. mit Rückgabe des Gambitbauern, aber mit dem Freibauer a2); 4. e7-e6; 5. Sb1-c3, Lf8-e7; 6. d4xc5, 0-0; 7. a2-a3 (ober 7. b4, a5; oder 7. Sa4, Lxc5; 8. Sxc5, Da5f zc.); 7. Le7xc5; 8. b2-b4, Lc5-e7!; 9. Lc1-b2, a7-a5!; 10. b4-b5, b7-b6; 11. c4xd5, e6xd5; 12. Sf3-d4, Le7-d6; 13. Lf1-e2, Lc8-e6; 14. Le2-f3, Ta8-a7; 15. 0-0, Ta8-c7; 16. Dd1-b3, Sb8-d7; 17. Tf1-d1, Sd7-e5; 18. Lf3-e2, Dd8-e7; 19. Ta1-c1, Tf8-c8; 20. Sc3-a4, Te7xc1; 21. Dd1xc1, Tc8xc1; 22. Lb2xc1, Sf6-e4; 23. Lc1-b2 (23. Sxb6?; Dc7); 23. Se5-c4; 24. Le2-c4, Ld6xb2; 25. Kg1-h2, De7-h4; 26. Kh2-g1, Dh4xf2; 27. Kg1-h2, Df2-g3; 28. Kh2-g1, d5xc4!; (verschwächt mit Recht das ewige Schach); 29. Db3-c2, Dg3e3; 30. Kg1-h2, De8-g3; 31. Kh2-g1, Dg3-e1; 32. Kg1-h2, Se4-f6! (wiederum eine Ausweichung dem ewigen Schach; droht Sg4); 33. Sd4xe6, Dc1-h4; 34. Kh2-g1, Sf6-g4! (Schwarz spielt meisterhaft led; droht S5. Dh2; 36. Kf1, Dh1; 37. Ke2, Dxc2; 38. Kd1, Se3 zc.); 35. De2-d2, Dh4-h2; 36. Kg1-f1, Dh2-h1; 37. Kf1-e2, Dh1xc2; 38. Ke2-d1, Sg4-f2; 39. Kd1-c2, Dg2-g6; 40. Kc2-c1, Sf2-d3! (mit Dg1 und Dg6 war wieder ewiges Schach möglich); 41. Kc1-b1, f7xe6! (41. Dxe6?; 42. Dg2 zc.); 42. Dd2-c2, h7-h5!; 43. Lb2-d4, h5-h4; 44. Ld4xb6, h4-h3; 45. Lb6-c7, e6-e5!; 46. b5-b6!; 46. e4-e1; 47. Lc7xe5 (Weiß hat nichts Besseres); 47. De4-e1? (mit Dh1f! nebst Sxe5 war die schön gespielte Partie zu gewinnen); 48. Kb1-a2, Sd3xe5; 49. b6-b7, Sc5-d7; 50. Sa4-c5!; Sd7-b8; 51. Dc2xc4, Kg8-h8; 52. Sc5-e4! (Nun hat Weiß den entscheidenden Angriff.) 52. Kh8-h7; 53. Dc4-d3, g7-g6; 54. Dd3xb3, Kh7-g7; 55. Dh8-f3, De1-c1; 56. Df3-f6; 57. Df6-f7, Kh7-h6; 58. Df7-f3; 59. Df8-h8; 60. Dh8-c8. Schwarz gibt auf. (Das ist angegriffen.)

Herr Capablanca ist ein neuer Stern auf dem Schachhorizonte. Ohne seine Verdienste schmälern zu wollen, wird man doch zugeben, daß er keineswegs verdient hat, diese Partie gar noch zu gewinnen. Dieses 1/2 Point zählt aber viel für die Reihenfolge der Preisträger.

Weiß drohte Sf6f nebst ev. exf6 und Dh6.

18. Ld3xe4 g7-g6? Dieser schwache Zug ist der Grund aller späteren Schwierigkeiten. Tad8! sollte gegeben.

- 19. Dh5-f3 Ta8-d8
- 20. Lg5xe7 Td8xd1
- 21. Te1xd1 Te8xe7
- 22. Td1-d6 Db6-a5
- 23. h2-h4!

Weiß droht h4-h5-h6 und Df6. (Die Folge von 18. g6?) Diese Drohung verfehlt dem Weizen den ganzen Angriff.

- 23. h7-h5
- 24. g2-g4! h5xg4
- 25. Df3xg4
- Falls 25. Df6 so 25. De1;
- 26. Kg2, g3! zc.
- 25. Da5xa2?

Mehr Widerstand leistete 25. Td7 zc. 26. h5, Txd6; 27. exd6, Dd2 zc.

- 26. h4-h5 Da2xb2
- 27. Dg4-g5 Te7-a7

Auch 27. Td7; 28. Txa6 nebst ev. Ta8 müßt dem Nachziehenden nichts mehr.

- 28. Td7-d8! Ta7-d7
- 29. Dg5-f6 Db2-c1
- 30. Kg1-g2 Dc1-d1

Weiß droht h5-h6. Ober 30. gxe5; 31. Dg5f, Kh8; 32. Dh6f zc. Der Zeitzug droht Dg4f.

- 31. Le4-f3! G6f auf.

Weiß h5-h6 unparierbar ist.